

Bedarfsgerechte Jugendarbeit

OJA-Plenum vom 28.09.17

Liebe OJA Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, liebe Kolleginnen und Kollegen

Ich freue mich und es ehrt mich auch, für einmal an einem Plenum teilnehmen zu dürfen und erst noch einen inhaltlichen Beitrag leisten zu können.

Das Thema „Bedarfsgerechte Jugendarbeit“ scheint mir sehr wichtig und führt schnell zu Kernfragen der offenen Jugendarbeit, weil es damit ja letztlich um das „Wozu“ der Jugendarbeit geht und nicht um das „Wie“, folglich eher um Inhalte und weniger um Methoden – wobei ich damit dem methodischen Diskurs seinen Stellenwert im Fachdisput keineswegs absprechen will.

Ihr habt Euch nun nach vorgängiger Einstimmung schon 45 Minuten intensiv mit der Frage beschäftigt, was denn unter einer „bedarfsgerechten Jugendarbeit“ verstanden werden kann, verstanden werden soll und habt soeben die eindrücklichen Resultate Eurer Diskussionen präsentiert.

Wenn ich nun einen Theorieinput dazwischenschiebe und ihr anschliessend an der Thematik weiterarbeitet, sehe ich meine Rolle im besten Fall als Katalysator Eurer Gespräche, vielleicht wirken meine Überlegungen aber auch irritierend oder störend. Dann lasst das zwar ankommen, lasst Euch aber nicht lähmen für die zweite Gruppenrunde: Ihr seid die Fachleute vor Ort, Ihr redet tagtäglich mit Euren Jugendlichen, ihr kennt sie – ich nicht.

Bevor ich nun etwas tiefer in diese Thematik eindringen will, braucht es m.E. eine kleine Begriffsklärung. Der Plenumstag trägt ja den Titel „Bedarfsgerechte Jugendarbeit“.

Was ist nun aber unter einem Bedarf zu verstehen? Der Begriff fällt ja oft in enger Verbindung mit dem Schwesterbegriff „Bedürfnis“. Bedarf – Bedürfnis: ist das nicht beinahe dasselbe, bzw. was sind denn die Unterschiede.

Hier lohnt sich ein Blick in die Wirtschaftswissenschaften, die schon lange mit dem Begriffspaar operieren – wobei zuerst das Bedürfnis und erst dann, davon abgeleitet der Bedarf kommt. Bedürfnis bezeichnet für die Wirtschaftsleute zunächst einmal ganz einfach ein Gefühl des Mangels und den Wunsch, diesen zu beseitigen. Menschliche Bedürfnisse stellen insofern eine Ausgangstatsache für den Wirtschaftsprozess dar. Davon ausgehend lässt sich dann ein Bedarf ermitteln. Insofern stehen die beiden Begriffe eben in einem unmittelbaren Zusammenhang. Bedarf meint das konkretisierte, objektivierte und in Zahlen gefasste Bedürfnis in Hinblick auf bestimmte Waren, Dienstleistungen, usw.. Wie hoch nun der tatsächliche Bedarf an einer bestimmten Ware oder Dienstleistung ist, bestimmt die Nachfrage, die ihrerseits durch den Markt, bzw. den Marktpreis gesteuert und beeinflusst wird – zumindest in unserer privatwirtschaftlichen organisierten Gesellschaft.

Nun ist das im Falle der Dienstleistung „Jugendarbeit“ nicht ganz dasselbe, da ihre

Nachfrage nicht primär durch den Markt oder Marktpreis bestimmt wird – wobei die günstigen Nutzungs- und Konsumationsmöglichkeiten in Euren Treffs nicht zu unterschätzen sind und Euch ja auch einen komparativen Wettbewerbsvorteil gegenüber den zahllosen kommerziellen Anbietern geben...

Nun ist die Offene Jugendarbeit ja weniger eine nachfragegesteuerte als ebenso sehr auch eine angebotsorientierte Dienstleistung, die sich jedenfalls nicht über einen Marktpreis definiert, sondern eher auf fachlichen Überlegungen und politischen Opportunitäten und damit verbundenen Erfahrungswerten, Kennzahlen, usw., beruht. Was sich aber auf alle Fälle mit den rein marktwirtschaftlichen Überlegungen deckt, ist der Anspruch, mit dem Dienstleistungsangebot den von den Jugendlichen geäußerten Bedarf sehr ernst zu nehmen, denn schliesslich haben sie es vollkommen in der Hand das Angebot einfach auszuschlagen und dem Treff fernzubleiben und der OJA den Rücken zu kehren.

Gleichwohl würde uns ein solches Fazit in Bezug auf die Bedarfsfrage nicht glücklich machen. Wir wollen ja mit den Jugendlichen auch etwas erreichen, ganz abgesehen vom Auftrag, den wir ja auch haben, und zwar von fachlicher wie auch politischer Seite.

Wir müssen die Frage des Bedarfs folglich komplexer und differenzierter angehen und kommen damit nicht darum herum, den Schwesterbegriff der Bedürfnisse genauer unter die Lupe zu nehmen.

Aus dem Studium der Sozialen Arbeit ist wahrscheinlich vielen von Euch der Bedürfnisbegriff, wie er von Werner Obrecht in seiner Bedürfnistheorie vertreten wird, irgendwie bekannt. In dieser Theorie der sog. Zürcher Schule werden Bedürfnisse als sogenannte organismische Werte, bzw. angestrebte Zustände bezeichnet (die berühmten biopsychosozialen Bedürfnisse), während Bedarfe gesellschaftliche Normen darstellen und insofern Artefakte, also von Menschen geschaffene Produkte sind, die im besten Fall die biopsychosozialen Bedürfnisse zu befriedigen in der Lage sind.

Soweit so gut – und so einfach.

Das Problem ist, dass menschliche Bedürfnisse etwas sehr Komplexes und Dynamisches sind, was sich ja in der Jugendzeit in besonders ausgeprägter Weise zeigt. So geht es beispielsweise beim Essen nicht einfach um das Stillen des Hungers zur Bedürfnisbefriedigung – dieses unbestreitbare Bedürfnis unterliegt oft höchst komplexen Mechanismen, denken wir nur z.B. an Magersucht...oder das Bedürfnis nach sozialer Anerkennung: manchmal kommt es so daher, dass man eher den Eindruck hat, hier werde mit aller Kraft an der Selbstisolation oder an sozialer Ablehnung gearbeitet – was paradoxerweise oder auf den zweiten Blick gleichwohl auf eine krude Art von sozialer Anerkennung hinauslaufen kann. Oder das Bedürfnis nach Sexualität: was verstehen wir überhaupt darunter? Was macht dieses Bedürfnis mit einem? Wie verändert es sich im Laufe der Zeit? Wie wird es von aussen beeinflusst?

Wir sehen, über Bedürfnisse zu reden und sich zu verständigen ist eine höchst komplexe Angelegenheit, gerade in Bezug auf das Jugendalter – ganz zu schweigen davon, wie daraus dann auch noch die „richtigen“ Bedarfe abgeleitet werden sollen.

Denn: Wer sind DIE Jugendlichen, mit denen Ihr arbeitet? Wir wissen es nicht. Es gibt sie nur als Abstraktion. Sobald wir konkret werden, müssen wir differenzieren:

- Nach Alter: zwischen einer 12-Jährigen und einer 16-Jährigen gibt es gewaltige Unterschiede, geschweige denn im Vergleich zu einer 19-Jährigen.
- Nach Geschlecht: Gibt es überhaupt schon eine gesicherte Geschlechtsidentität oder wird die Unsicherheit mit übertriebenen Geschlechtsstereotypen überspielt – ohne es selbst zu wissen, nota bene. Geht es dabei überhaupt um ein Gegenüber oder nur um sich selbst?
- Nach familiärem Hintergrund: geliebte, scheinbeliebte, ungeliebte Kinder/Jugendliche; behütete, überbehütete, vernachlässigte; Jugendliche mit drei Geschwistern oder allein mit einem Elternteil oder solche, deren Eltern auf der Flucht verloren gegangen sind, usw. usf.
- Nach kulturellem Hintergrund: Jugendliche aus einem katholischen Migrantenumfeld oder muslimische Jugendliche aus der Türkei, oder Freikirchler, oder frisch Zugezogene aus Maschwanden oder aus Ecuador, usw.
- Nach sozialer Situation und ökonomische Mittel;
- Nach Bildungshintergrund
- Nach Wohnlage und Wohnsituation
- Überhaupt, nach individuellen Unterschieden
- Und nach situativen, momentanen Gegebenheiten und Konstellationen.

Ihr habt es jedes Mal, in jedem Einzelfall mit einer besonderen Person oder Gruppe zu tun, mit einer besonderen Situation und mit einer besonderen Beziehung bzw. besonderen Beziehungen. Und was die Bedürfnisse bzw. die daraus abgeleiteten Bedarfe betrifft, sind diese oft spezifisch, manchmal volatil, manchmal klar oder nur scheinbar klar, vielfach unbewusst, widersprüchlich, vielleicht auch beängstigend, frech, doppelbödig, verführerisch, usw, usf...

Der berühmte polnische Pädagoge Janusz Korczak hat einmal geschrieben, dass ein Kind (und das gilt genauso für Jugendliche) „eine eigene grosse und wichtige Welt (hat). Zwei Kinder – haben drei grosse Welten (1;2;1+2). Drei Kinder – das ist nicht eins plus eins plus eins. Das ist viel mehr als drei (zusätzlich): das erste und das zweite Kind, das erste und das dritte Kind, das zweite und das dritte und alle drei zusammen. Sieben grosse Welten. ...Allein, ohne die Hilfe des Kindes kannst du sie nicht erfassen.“ Und etwas später schreibt er: „Ich habe interessante Bücher gelesen. Jetzt lese ich interessante Kinder. Sag nicht: ‚Ich weiss schon.‘ Ich lese einmal, zweimal, dreimal und zehnmal das gleiche Kind. Und ich weiss immer noch nicht viel, weil ein Kind über eine eigene Welt verfügt, eine grosse Welt, die schon lange existiert und die noch lange bleiben wird...“

Bevor ich Euch jetzt definitiv die Unlösbarkeit Eurer Aufgabe vor Augen führe, will ich mit dieser Aufzählerei und den Zitaten jetzt aber aufhören und einen konstruktiveren Weg zu einer bedürfnis- und bedarfsgerechten Jugendarbeit einschlagen.

In den Vordergrund stelle ich dabei den Aspekt eurer Beziehung zu den Jugendlichen, euer Beziehungsangebot oder eure Beziehungsarbeit, kurz euer pädagogisch reflektiertes Handeln.

Dabei gilt es zunächst ein paar entwicklungspsychologische Grundsätze im Auge zu behalten, die bei der Arbeit mit Jugendlichen vorteilhafterweise beachtet werden und die

Donald Winnicott, ein bekannter englischer Kinderpsychiater und Psychoanalytiker, schon vor Jahren recht gut auf den Punkt gebracht hat.

Bei diesen Grundsätzen nimmt Winnicott Bezug auf ganz elementare altersbedingte emotionale Bedürfnisse von Jugendlichen, und von denen aus sich dann auch Bedarfe ableiten lassen – wobei ihr gleich sehen werdet, dass diese vielfach negativ sind und gar keine positiven Handlungsanforderungen beinhalten.

Zunächst postuliert er, dass Jugendliche gar nicht verstanden werden wollen und dass man sie schon gar nicht über die psychischen Probleme des Jugendalters „aufklären“ kann. Weiter schreibt er, ich zitiere: «Die Kur für die Adoleszenz liegt im Verstreichen der Zeit und muss den allmählichen Reifeprozessen überlassen bleiben; beides zusammen führt am Ende zur Entstehung des erwachsenen Menschen. Diesen Vorgang kann man nicht beschleunigen oder verlangsamen; allerdings kann man in ihn einbrechen und ihn zu Nichte machen, oder er kann bei einer psychischen Erkrankung von innen her verdorren» (Winnicott 1978, S. 117).

Gleichzeitig ist die Gefühlswelt aber in Aufruhr, äusserst intensiv und von starken Schwankungen geprägt. Das führt dazu, dass die eigenen Bedürfnisse oft unklar bleiben und vor allem, dass sie nach innen gerichtet und narzisstisch geprägt sind. Nicht von ungefähr spricht man von der zweiten Geburt und von der „Schwierigkeit, erwachsen zu werden“ (Francoise Dolto 1989). Die Jugendlichen fühlen sich diesem Prozess ausgeliefert, erfahren an sich selbst den körperlichen Wandel und entwickeln ein intensives Phantasie- und Gefühlsleben.

Francoise Dolto beschreibt diesen Veränderungsprozess mit dem Bild des Hummers: „Wenn der Hummer den Panzer wechselt, verliert er zunächst seinen alten Panzer und ist dann solange, bis ein neuer gewachsen ist, ganz und gar schutzlos. Während dieser Zeit schwebt er in grosser Gefahr. So ungefähr geht es den Jugendlichen. Und, sich einen neuen Panzer zu fabrizieren, das kostet so viele Tränen und so viel Schweiss, dass es beinahe so ist, als würde man ihn ausschwitzen. (...). Die Adoleszenz ist das Drama des Hummers“ (Dolto, S. 1989, S. 15f).

Man muss sich in diesem Altersabschnitt von Gewohntem und Liebgewordenem verabschieden, ist dadurch verletzlich und kränkbar, möchte manchmal Hilfe und Schutz, kann beides aber gleichzeitig unter keinen Umständen mehr zulassen. Es ist eine Zeit ständigen inneren Ringens. Die Bedürfnisse drehen sich um Zugehörigkeit und Sicherheit, Anerkennung und Selbstakzeptanz, aber niemand von aussen kann einem wirklich helfen – am ehesten noch Gleichaltrige, Peers oder die beste Freundin. Folglich übt man sich gegenüber der Erwachsenenwelt in trotziger Unabhängigkeit gefolgt von regressiver Abhängigkeit, sucht innige Verschmelzung in der Gemeinschaft und fühlt sich doch vollkommen einsam.

Man will keine Scheinlösungen oder faule Kompromisse – und doch bleibt alles in der Schwebe. Man möchte und sollte eine persönliche Identität finden und gleichzeitig fühlt man sich überflüssig oder hat das Gefühl in der Stagnation stecken zu bleiben. Man beginnt einen Kampf darum, sich überhaupt real zu fühlen, weil man sonst das Gefühl hat, unwirklich zu sein. Das alles gehört zur normalen Adoleszenz und zu den damit verbundenen Schwierigkeiten.

Winnicott hat dafür einmal die schöne Bezeichnung „Struggling through the doldrums“ verwendet. „Doldrums“ ist ein wichtiger Seglerbegriff und bezeichnet wissenschaftlich ausgedrückt „Intertropical Convergence Zone“ und steht für ein Gebiet schwacher,

veränderlicher Winde und häufiger Windstillen am Äquator. Das Wetter in dieser Zone ist geprägt von hoher Luftfeuchtigkeit, ausgedehnten Flautengebieten, drehenden Winden, aber auch plötzlich auftretenden Böen, Schauern und tropischen Gewittern. Hier ist auch die Geburtsstätte der Hurricans (<http://www.esys.org/wetter/doldrums.html>).

Manchmal habt ihr es aber auch mit Jugendlichen zu tun, die von dieser Norm abweichen und in wirklich lebensbedrohliche Krisen oder Schwierigkeiten geraten. Es ist oft schwierig, diesen Unterschied zu sehen und vielfach äussern sich diese Krisen gar nicht auf dramatische Weise sondern eher im Stillen und sie werden erst sichtbar, wenn es schon beinahe zu spät ist.

Es ist an dieser Stelle nicht möglich, diesen Punkt genauer auszuführen, aber es ist wichtig, dass ihr in solchen Momenten den Unterschied zwischen adoleszenten Bedürfnissen und krisenbedingter Bedürftigkeit unterscheidet und in diesem Fall zusätzliche fachliche Hilfe in Anspruch nehmt und den oder die Jugendliche an geeignete Instanzen weiterleitet oder Abklärungen veranlasst. Gerade weil ihr oft so nahe an den Jugendlichen seid, tragt ihr hier auch eine erhöhte Verantwortung für die Früherkennung und des Ernst-Nehmen. Ernst-nehmen heisst in diesem Fall zuallererst einmal „being held in mind“, wie die Engländer sagen: also sensibel sein und auf eine unaufdringliche Art signalisieren, dass ihr den Jugendlichen im Kopf habt und euch über ihn Gedanken macht. Von Stephen Briggs, einem zeitgenössischen Psychoanalytiker, der sich intensiv mit Jugendlichen befasst, habe ich folgendes Praxisbeispiel aus der Jugendarbeit, wo er schildert, was mit „being held in mind“ konkret gemeint ist:

„A youth worker is aware that a 17-year-old, Jack, is in difficulties following a traumatic loss. She asks Jack if he would like to talk about himself, but Jack declines, saying talking will only make it worse. The youth worker says OK, but adds that it seems that it must be bad, then. Some time later she sees Jack is still in the same state of mind and again asks him if he wants to talk about. He again declines but seems to hesitate as though he would like to talk, if only he could. Some time later, the youth worker meets Jack by chance, and this time he begins the conversations and says that he really would like to talk about it, if possible, because he is very troubled by his thoughts, but he will be nervous about talking to someone.“ (Briggs 2008, S. 23)

Soweit zum Thema Bedürfnis und Bedarf: offensichtlich ein weites und ziemlich undurchdringliches Feld...

Doch zurück zu Eurer generellen Rolle als erwachsene Bezugspersonen für Jugendliche, in welcher ihr dem eben geschilderten komplexen und verwirrenden Gefühlshaushalt der Jugendlichen gegenübersteht.

Burkhard Müller hat – inzwischen ebenfalls vor einigen Jahren – einen vielzitierten Aufsatz geschrieben, der den für den heutigen Anlass sehr gut passenden Titel trägt: „Wozu brauchen Jugendliche Erwachsene?“ Darin führt er fünf Thesen aus, die ich Euch an dieser Stelle nicht vorenthalten möchte, weil sie die Bedürfnislage von Jugendlichen in Bezug auf erwachsene Bezugspersonen sehr schön auf den Punkt bringen:

1. Kinder und Jugendliche brauchen Erwachsene, nicht nur zur Versorgung und nicht nur als „Beziehungspersonen“. Sie brauchen auch Eltern und elternähnliche Personen, die es ihnen ermöglichen, sich selbst nach dem Bild, das sie sich vom Grosswerden machen, zu formen.

2. Jugendliche brauchen nicht nur andere Jugendliche. Sie brauchen auch andere Erwachsene (als ihre Eltern), um den „Ablösungsprozess“ von den Eltern erfolgreich bestehen zu können.
3. Kinder und Jugendliche brauchen Erwachsene nur sehr begrenzt dafür, zu sozialverträglichem, die Rechte anderer anerkennendem Verhalten fähig zu werden. Dafür sind andere Kinder und Jugendliche, insbesondere Freunde sehr viel wichtiger.
4. Es ist fast unmöglich, von Jugendlichen direkt gesagt zu bekommen, wofür sie erwachsene Bezugspersonen (z.B. Jugendarbeiterinnen und -arbeiter) brauchen, weil sie es selbst nicht wissen. Denn ihr Verhältnis zu Erwachsenen ist paradox. Sie brauchen Erwachsene als „Fetische“, die sie als zugleich allmächtig und völlig ohnmächtig phantasieren können.
5. Jugendliche brauchen Personen, die zwischen ihrer Erfahrung in der Welt der Gleichaltrigen und ihrer Erfahrung mit der Erwachsenenwelt vermitteln. Ohne solche Vermittlung ist es für Jugendliche sehr schwer, das Gefühl zu entwickeln, einen anerkannten Platz auf der Welt zu haben.

Neben allen andern Bedarfen von Jugendlichen, über die ihr euch – völlig zu Recht – heute schon Gedanken gemacht habt, möchte ich nun den Bedarf von Jugendlichen an bedeutungsvollen Erwachsenen noch etwas vertiefen. In besonderer Weise will ich dabei auf den Bedarf an guten Beziehungen von Jugendlichen mit euch Jugendarbeiterinnen und Jugendarbeiter eingehen.

Wie aber können wir in diesem Zusammenhang gute Beziehungen genauer umschreiben, wann ist für Jugendliche eine Beziehung eine „gute“ Beziehung?

Ich will das nun noch anhand von drei zentralen Beziehungsaspekten darlegen.

- Offenheit und Halt

Gefragt ist hier ein dynamischer Umgang mit der Spannung zwischen Offenheit und Halt. Dies beinhaltet zunächst nichts anderes als die Fähigkeit und Bereitschaft zum Mitschwingen bei den damit verbundenen Ambivalenzen und zwar auch in Bezug auf die eigenen Ambivalenzen. Für Schröder besteht diese Ambivalenz darin, „sich pädagogisch selbstbewusst gegenüber den Anfragen Jugendlicher zu öffnen, andererseits das Gegenüber zu halten, indem man Aushandlungsprozesse durchsteht“ (Bimschas & Schröder 2003, S. 181).

Im Grunde geht es um Halt geben und Sicherheit vermitteln und gleichzeitig Unsicherheitserfahrungen zuzulassen, ja immer wieder bewusst zu ermöglichen. Sicherheit – gerade im Jugendalter - ist etwas sehr Komplexes: Es braucht jemanden, der zuverlässig und beständig ist. Kinder und Jugendliche finden in der Sicherheit eine Art Herausforderung, die sie reizt zu beweisen, dass sie ausbrechen können; das Gefühl der Geborgenheit bedingt einen langen Kampf gegen die von der Umwelt gebotene Geborgenheit – weil sie eben erst auf ihre wirkliche Stabilität hin geprüft werden muss. Normalerweise finden diese Auseinandersetzungen schon als Kind in der Familie statt. Mit der allmählichen Ablösung von der Familie in der Pubertät und Adoleszenz, stellt sich die Geborgenheitsfrage erneut, wenn auch auf einem anderen Niveau und umso mehr, wenn der oder die Jugendliche diese

elementare Erfahrung des Gehalten Werdens in der Kindheit vermisst hat und die Suche nach einer haltenden Umgebung deshalb ausgeweitet werden muss.

Selbstvertrauen als menschliches Grundbedürfnis kann sich nur entwickeln, wenn man Menschen zur Verfügung hat, die man lieben und hassen kann, die man in Frage stellen und testen kann und auf die man sich gleichwohl absolut verlassen kann. Denn Selbstvertrauen hat mit dem Gefühl von Zugehörigkeit zu tun, und zwar einer Zugehörigkeit, die an keinerlei Bedingungen geknüpft ist. Was wiederum nicht heisst, dass man alles durchgehen lassen oder jede Schlampigkeit tolerieren muss, im Gegenteil! Es geht nur darum, sich als Person unbedingt angenommen zu fühlen. Dann sind die Voraussetzungen geschaffen, um auf den Kern dessen zu kommen, was Zugehörigkeit ausmacht: nämlich ein Gefühl der eigenen Identität zu entwickeln, definieren zu können, wer und was ich bin, was ich wert bin, was ich kann und was ich erschaffen kann. Es geht gewissermassen um die Frage, ob man mit dem Potential zum Erwachsenwerden ausgestattet ist. In diesem Punkt seid ihr als Jugendarbeiter und Jugendarbeiterinnen wichtige Bezugspersonen, die als Modelle des Erwachsenseins dienen (ich erinnere an die erste These von Burkhard Müller).

- Wahrnehmen und wahrgenommen werden

Auch wenn ihr nicht in der Jugendhilfe im engeren Sinn tätig seid und es mit einem mehr oder weniger durchschnittlichen Mix von Jugendlichen zu tun habt, besteht von Seiten der Jugendlichen grundsätzlich ein Bedarf, wirklich – und das heisst als ganze Person, mit all ihren manchmal eben auch negativen, aggressiven und zerstörerischen Impulsen wahrgenommen zu werden. Es geht dann darum, auch diese Impulse und Gefühle an euch herankommen zu lassen, ohne unmittelbar darauf zu reagieren und den Impuls gleich persönlich zu nehmen, obgleich er durchaus persönlich gemeint war, weil er ja etwas mit eurer Beziehung zu tun hat, deren Belastbarkeit geprüft wird und die durchaus mit Hoffnungen verknüpft ist. Die Begriffe des „Keeping in mind“ oder die Funktion des „Containers“ erfassen diese schwierige und anspruchsvolle Aufgabe der Beziehungsgestaltung am besten. Es geht dabei darum, negative Gefühle, die von Jugendlichen übertragen werden, aufzunehmen und sie bei sich zu halten, eben zu „containen“, sie in der Folge gewissermassen „seelisch zu verdauen“ und in reiferer Form zurück zu spiegeln. Wilfried Bion hat diesen Prozess im Zusammenhang mit der frühen Mutter-Kind-Interaktion beschrieben – in der Beziehung mit Jugendlichen bedeutet er zunächst einmal vor allem emotionale Zuverlässigkeit. Das ist mehr als einfach „zuzuhören“ und bedeutet nicht einfach „Verständnis haben“, eher könnte man sagen, dass es darum geht, als unbestechlicher Resonanzkörper zu fungieren. Sich also weder einlullen zu lassen noch sich als ebenfalls streitbarer und belehrender Ordnungshüter aufzuspielen, vielmehr gemeinsam Auswege aus schwierigen emotionalen Situationen und Konflikten zu suchen und im besten Fall auch zu finden. Das wird und muss längst nicht in jedem Fall gelingen oder es kann gar noch schwieriger oder schlimmer werden. Entscheidend ist, den Jugendlichen oder die Jugendliche im Kopf zu behalten, mit Kolleginnen und Kollegen oder in der Supervision über die Jugendliche/den Jugendlichen zu reden, sich über ihn/sie Gedanken zu machen; eben: „keeping in mind“.

- Anerkennen und anerkannt werden

Mit dem Konzept der Anerkennung, bzw. des „Kampfes um Anerkennung“ können wir

nun den Blick ausweiten, vom einzelnen Jugendlichen bis hin zu gemeinschaftlichen und gesellschaftlichen Bezügen.

Das Konzept wurde massgeblich von Axel Honneth, einem zeitgenössischen deutschen Philosophen entwickelt und beschreibt drei Muster der sozialen Anerkennung, die logisch und genetisch aufeinander aufbauen.

Als erstes geht es um die Anerkennung der körpernahen und emotionalen Bedürfnisse eines Menschen durch ihm nahestehende Personen. „Die Grundlegung dieser wechselseitigen Anerkennungsbasis erfolgt bereits im Säuglingsalter von der Interaktionsdyade von Mutter und Kind“ (Schwabe 2004, S. 227). Nur wer diese elementare Bedürfnisanerkennung oft genug erfahren hat, ist auch in der Lage, die Bedürfnisse der Andern wahrzunehmen und als berechtigt anzuerkennen, auch wenn sie von den eigenen abweichen mögen.

Das zweite Muster sozialer Anerkennung gilt dem Individuum als Rechtsperson mit unveräusserlichen Rechten, was wiederum zur Folge hat, dass man die Rechtsauffassungen der Gesellschaft anzuerkennen bereit ist und auch Bestrafungen akzeptiert, wenn vom Rechtssystem abgewichen wird. Zu diesen unveräusserlichen Rechten gehören die liberalen Freiheitsrechte, politische Teilhaberechte wie auch soziale Wohlfahrtsrechte. Wichtig ist, dass diese Rechte auch dann weiterhin für den Einzelnen gelten, eben unveräusserbar sind, auch wenn er oder sie sich gegen die Gesellschaft gewandt und Gesetze gebrochen hat.

Schliesslich geht es um die Anerkennung des Individuums als Mitglied der Gesellschaft, das in unterschiedlichen Bereichen (Arbeit, Freiwilligenarbeit, Politik, Nachbarschaft, usw.) eigene Fähigkeiten einbringen und sich dadurch selbst als bedeutsam für das Gemeinwohl erleben kann.

Mit diesen drei Anerkennungsformen kann man systematisch unterscheiden und nachfragen, in welcher Hinsicht Anerkennung nötig ist oder fehlt oder vorenthalten wird bzw. wurde. Nun findet die wechselseitige Anerkennung dieser Anerkennungsansprüche ja nicht automatisch oder konfliktfrei statt. Im Gegenteil sind sie mit dynamischen Konflikten verbunden, mit mühsamen Aushandlungsprozessen und eigentlichen „Kämpfen um Anerkennung“.

Gerade in Bildungs- und Erziehungsprozessen kommt es ja immer wieder vor, dass man es mit Jugendlichen zu tun hat, denen die Anerkennung auf den drei genannten elementaren Ebenen versagt geblieben ist. Sie wurden weder leibseelisch genügend versorgt, wurden nicht als Rechtssubjekte anerkannt und vor Willkür geschützt und hatten keine Gelegenheit, sich als nützliche Mitglieder der Gesellschaft zu beweisen. Oder Jugendliche setzen die eigenen Wünsche absolut und setzen sich über die Bedürfnisse anderer Jugendlicher hinweg.

Nun ist das mit der Anerkennung geben allerdings eine recht vertrackte Sache. Es gibt ja Jugendliche, die alles, was wir ihnen bieten und geben einfach als selbstverständlich entgegennehmen, uns und alle Andern aber weiterhin respektlos und verächtlich behandeln. Der Jugendarbeiter oder die Jugendarbeiterin wird ausgenützt und erst noch als Weichei oder zahnloses Gegenüber abgestempelt. Denn Anerkennung ist gerade bei diesen Jugendlichen ein sehr knappes Gut, das sie vielleicht auf allen drei Ebenen noch wenig erfahren haben und dem freigiebigen Zur-Verfügung-Stellen von Anerkennung zutiefst misstrauen. Für sie ist klar, dass Anerkennung erkämpft werden und der Gegner zum Nachgeben gezwungen werden

muss. „Sie glauben, dass wir den Kampf auf Leben und Tod mit ihnen scheuen und so lange wir nicht bereit sind, in der Auseinandersetzung mit ihnen bis zum Äussersten zu gehen, meinen sie, dass wir ihre Anerkennung nicht verdienen. Sie pfeifen auf unsere Anerkennung, weil sie von Leuten kommt, die sie selbst nicht anerkennen können.“ (Schwabe 2008, S.88).

Dass es bei solchen Anerkennungskämpfen um Leben und Tod geht, ist i.d.R. ein Phantasie-Szenario: Man möchte das Gegenüber wirklich kaputt machen und am Boden zerstört sehen. Manchmal ist es deshalb durchaus nötig, eine solche Konfliktzuspitzung zu akzeptieren und sich in sie hineinzubegeben, ohne im Voraus zu wissen, wie sich der Konflikt entwickelt und wie man wieder rauskommt; also zunächst einmal nicht deeskalieren und höchstens darauf achten, dass keine unkontrollierbare Gewalt entsteht; aber umgekehrt auch nicht so agieren, wie es das Gegenüber erwartet. Burkhard Müller hat dafür den Begriff der „pädagogischen Kampfkunst“ geprägt. Solche Momente und Erfahrungen können für Jugendliche äusserst wichtig sein und auf sehr grundsätzliche Weise das Gefühl vermitteln, anerkannt zu werden. Eine solche, erkämpfte Anerkennung“ hat eine ganz andere Qualität als ein freundliches auf die Schultern klopfen oder anerkennendes aber eben auch generöses, letztlich missachtendes Aufmuntern und „alles toll finden“. Schwabe zeigt, dass gerade Provokationen und provokatives Verhalten als Versuche gedeutet werden können, „bisher verweigerte Formen der Anerkennung offensiv einzufordern. Dabei folgen Anerkennungskämpfe dem Muster eines „zerstörerischen Angriffs“: Die Jugendlichen fordern eine Person (eben z.B. die JugendarbeiterIn) heraus“ und attackieren sie erbarmungslos. „Das müssen sie tun, da sie nicht an ‚billigen‘ Formen von Anerkennung durch irgendjemand interessiert sind, sondern an Anerkennung durch eine Person, die sie selbst aufgrund ihrer Stärke anerkennen können. Diese Stärke muss der Erwachsene zuerst zeigen, damit man beginnen kann, auf seine Anerkennung Wert zu legen und sich von dieser berühren zu lassen. (...) Der Erwachsene muss sich Situationen ‚ohne Netz und Boden‘ stellen, dem Risiko aussetzen, psychisch und/oder physisch verletzt zu werden. Im Moment des Angriffs macht sich der Jugendliche keine Gedanken um das ‚Überleben‘ seines Gegenübers (...). Wenn der Erwachsene sich halbwegs ‚gut schlägt‘ überlebt er die (fantasierte) Zerstörungsabsicht und wird so zu einem Subjekt, dem man Achtung entgegenbringt und von dem man geachtet werden möchte. Will man für Kinder und Jugendliche anerkennungsrelevant werden, kommt man als Pädagoge um die damit verbundenen existentiellen Prüfungen nicht herum“. (Schwabe 2004, S.226).

Mit diesen drei Beziehungsaspekten (Offenheit und Halt, wahrnehmen und wahrgenommen werden, anerkennen und anerkannt werden) wollte ich deutlich machen, wie sehr Bedürfnisse und Bedarfe von Jugendliche an die Adresse der Jugendarbeit mit einem reflektierten Verständnis der Beziehungsarbeit zu tun haben und auch auf dieser Ebene der Beziehungsgestaltung befriedigt werden müssen. Natürlich sind damit nicht alle Bedarfe abgedeckt, ich denke aber, dass sich alle andern letztlich nur auf diesem Hintergrund ein- und zuordnen lassen.

In diesem Sinn bin ich jetzt gespannt auf die zweite Runde eurer Gespräche über Bedarfsorientierung in der Jugendarbeit.

Quellen:

- Bimschas, B., Schröder, A. (2003). Beziehungen in der Jugendarbeit. Opladen
- Briggs, S. (2008). Working with Adolescents and Young Adults. Houndmills: Palgrave-Macmillan
- Dolto, F. (1989). Von den Schwierigkeiten erwachsen zu werden. Stuttgart: Klett Cotta
- Korczac, J. (2011, Orig. 1938). Themen seines Lebens. Eine Werkbiographie. München: Güthersloher Verlagshaus
- Müller, B. (1995). Wozu brauchen Jugendliche Erwachsene? Deutsche Jugend, 43. Jg, H.4. S. 160 – 169).
- Schwabe, M. (2008). Kampf um Anerkennung. Widerspruch Heft 108, 28.Jg., Nr. 2, S. 85-95.
- Schwabe, M (2004). Ein Augenblick der Prüfung. Provokationen als zweifache Herausforderung zur Verständigung. In: R. Hörster, E.U. Küster, St. Wolff (Hrsg.). Orte der Verständigung. S. 210-230. Freiburg i. B.: Lambertus
- Winnicott, D. (1978, Orig. 1965). Familie und individuelle Entwicklung. Darin: Kap. 10. Das Jugendfalter. Der mühsame Weg durch die Stagnation (Engl. Orig.: Struggling through the doldrums). S. 116-128. Frankfurt: Fischer

Hanspeter Hongler